

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 5, 3. Februar 1844

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Sehnter Jahrgang.

N^o 5.

Sonnabend, den 3. Februar.

1844.

Worte der Trauer

beim Tode Ihrer königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Cäcilie von Oldenburg.

Januar, 27., 1844.

Es soll der Mensch nicht mit dem Himmel grollen,
Beugt auch der tiefste Jammer ihm das Haupt,
Nicht finstern Blicks die Gottheit fragen wollen,
Warum sie ihm sein höchstes Gut geraubt!
Verzweiflung soll nicht sinken in sein Herz,
Nimmt sie auch alle Freude seinem Leben;
Doch Thränen hat sie selber ihm gegeben;
Ausweinen darf er seiner Seele Schmerz.

Will gleich der Jammer sprengen uns're Adern,
Weil sich Cäcilien's leuchtend Auge schloß!
Laßt uns doch nicht mit unserm Schöpfer hadern,
Denn er ist ewig gnädig, gut und groß!
Er nahm den Engel wieder, den er gab;
Kniet hin, im Staube euren Gott zu loben!
Doch eure Klage seige laut nach Oben,
Und glühnde Thränen weinet auf Ihr Grab!

Sie ist nicht mehr; die Stirne ist erstarrt,
Verstummt der Mund der Lieb' und Freundschaft;
Im Tode sind die Hände jetzt gefaltet,
Die Glück und Segen lieblich ausgestreut.
Das schöne Aug', von Himmelsglanz erfüllt,
Der edlen, schönen Seele treuer Spiegel,
Ist durch des Todes unauslöschlich Siegel
Auf immerdar erloschen und verpült!

Cäcilie todt! Dabin ist alles Glück!
Die Helferin und Trösterin im Leide,
Sie, unsers theuern Fürsten Stolz und Freude,
Sie schied, und ließ uns nur Ihr Bild zurück.
O, schaut auf Ihn, der einsam und alleine
Nun dasiebt, aber männlich groß gestimmt!
Behmüthig blickt Er auf Cäcilien's Kind; —
Sprecht! welch ein Schmerz ist größer als der Seine!

Gott wache über unsers Fürsten Haupt!
Daß uns sein Arm noch lange möge führen!
Ist auch des Herzens Kleinod Ihm geraubt,
Des Volkes Liebe kann er nie verlieren.
So nah'n wir Ihm im schwarzen Trauerleide,
Und unter Thränen hebet unser Blick:
Gott stärke Ihn in Seinen schweren Leide!
Erhalte Ihn zu Seines Volkes Glück!

Zum Gedächtniß unsrer verklärten Frau Großherzogin.

Klag' auch Du, mein gepreßtes Herz! Rufe Dein Weh in die große Trauer, um die Herrliche Dahingeraffte! Ach, die Schmerzens-Mutter! Zwei engelgleiche Kinder, nur eines Jahres Freude, sah Sie, die Kinderfreundin, vorangehen. An ihrer Bahre stand Sie — ganz Ergebung, ganz Gebet, ein verkörpertes Gebet. Die fromme Seele, die den Glauben an die Menschen bewahrte, die sich sträubte, unredliche Beweggründe zu begreifen, in deren Bügen geschrieben stand: Wie ist's möglich, daß die Menschen sich wehthun — Sie konnte in jenem herben Schmerz nur Gottes Liebe empfinden. Aber ach! Ergebung hebt nicht die Trauer und Sehnsucht; die Mühen und Sorgen des Lebens lenken das Gemüth einer fürsüßlichen Mutter nicht ab von ihrem Schmerz; ihre Wunden blühen bei leiser Berührung. Da kommt das heißersehnte, neugeborne Kind, dessen Blicke, dessen Küsse Balsam zu werden schienen den alten Wunden, und Unterspand eines neuen Lebens. Ja — schienen! Wie zum Abschiedskusse nur ward das theure Kind der Mutter verliehen. Ach! Sie küßt es hienieden nicht wieder. Ihr liebevoller Blick, Ihre Bieksungen, der süße Zuspruch voller Ruhe, voller Trost und Rath, erheitern nicht mehr die Stunden der Sorgen, verschönern nicht die Stunden der Erholung Ihrem geliebten Gemahl, unserm guten Landesvater. In den Jahren, wo die süße Gewohnheit des Lebens ihr Band um den Mann und seine Gefährtin noch enger schlingt, wird Sie Seinem Herzen genommen. Nur in steter Erinnerung an das, was Er verloren, können fortan Seine Tage, seine Abende vergehn. Und wo fehlten die theuren Zeichen der Erinnerung? Ihre liebende Fürsorge hat Ihm Seine täglichen Räume wohllich gemacht, Ihr Auge schaute mit dem innigsten Behagen aus der crystallinen Wohnung zu Mastede auf Flieder und Cythus; aus dem Thurnzimmer zu Gutin auf die neuen Blumenbeete des Schloßplatzes. Ihrer Lebenserheiterung galten die Verschönerungen; Sie war der geliebte, nun fehlende, Gegenstand solches Dichtens und Trachtens.

Und die Kinder suchen die Mutter, Sie mit gewohnten Küssen zu begrüßen, ihre kleine Anliegen an Ihr mütterliches Herz zu legen, Ihre vielgeltende Fürsprache zu erbitten. Und die Ihr nahe standen und traten, ersuchen Ihre Huld und Gnade, das Auge, aus dem ein Herz voll Menschenliebe sprach, Ihre freundlichen, milden, wohlthuenden Worte. Verwaist stehen die Schulen, der Armen und Reichen, der Großen und Kleinen, deren Gedeihn mit unermüdlchen, mütterlichen Sorgen und Gaben Sie beförderte; und die Häuser der Armen, der nahen und fernen, der offenbaren und verschämten, beweinen Ihre große Wohltäterin, deren milde Hand sich geschlossen.

So viel, so viel haben wir verloren in dieser Fürstin, in dieser Landesmutter! So groß ist der Trost, den wir suchen! aber wo ihn finden? Blicke nach oben; schaut die Verklärte, an der Hand Ihrer wiedergefundenen Lieb-linge, in der Krone von Perlen, wie Sie segnend herabsieht auf Ihren mütter-verlassenen Säugling, auf den vereinsamten Gemahl, auf alle theure Hinterbliebene. Denkt, wie die Kinder im Bunde mit verdoppelter Liebe den Vater umflechten, Ihm das Verlorne nach Kräften zu vergüten. Und diesen Kindern reihen wir uns an — wir sind ja berechtigt, Ihn auch einen Vater zu nennen — lieben Ihn mit erhöhter Liebe, erhöht durch Seine Trauer, Seine Einsamkeit; hegen den einzigen Sprößling als das theuerste Andenken der irdischen Laufbahn unsrer Fürstin, und beweisen Ihr so den heißesten Dank für das, was Sie uns war.

Briefe der Thorheit.

Vierter Brief.

Julie war aufgewachsen, wie eine Blume aufwächst unter der sorglichen Pflege des Gärtners. Die Eltern waren es, welche bei Julien den Gärtnerdienst versahen. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern, und wurde folglich von diesen so geliebt, wie einzige Kinder in der Regel geliebt zu werden pflegen, nämlich grenzenlos. Die Eltern waren reich, und jeder Wunsch des Töchterleins konnte also mit leichter Mühe befriedigt werden. Dafür war dieses denn auch dankbar, liebte die Eltern herzlich wieder, war recht fleißig und folgsam, weil solches gern gesehen wurde, und wuchs unter einer vernünftigen, aber vielleicht etwas zu abgeschlossenen Erziehung zur Jungfrau empor. Von dem Treiben und Drängen, von den Sorgen, Schmerzen und Leidenschaften der Welt hatte sie nie etwas kennen gelernt. Kein unfreundlicher Hauch des Schicksals hatte je ihre seidne Wange berührt, und nur vom Hörensagen wußte sie, daß es hie und da auch wohl mal jemandem schlecht in der Welt ergehen könne.

Freilich so ganz ohne Schmerz war sie doch auch nicht davon gekommen; es ereignete sich nämlich einmal, daß ein dem Bruder ihrer Freundin gehörender Kanarienvogel unter den Umarmungen einer Käge das Zeitliche gesegnet hatte. Darüber weinte die Freundin, und Julie weinte mit, und meinte, daß es doch auch viel Unglück in der Welt gäbe. Dergleichen Schicksalsschläge hat sie denn auch noch manchmal zu ertragen gehabt, aber sie war stark genug, sich dadurch nicht ganz niederbeugen zu lassen.

Sie sehen hieraus, Maria, daß Julie eine sammetweiche, rosigte Jugend verlebte, und sie selbst mochte dies auch fühlen, denn sie meinte, es könne ja gar kein

größeres Glück geben, als so mit ihren Eltern immer fort zu leben, und sie wünsche es nie, nie anders. Aber sie täuschte sich doch. Hätte sie ein sehr ruhiges Temperament und einen beschränkten Verstand gehabt, sie hätte Recht haben können; aber sie besaß im Gegentheil einen so lebhaften, munteren Character, einen so scharfen, ja schlauen Verstand und eine so große geistige Regsamkeit, daß sie ohne Nahrung hierfür in ihrem bisherigen beschränkten Kreise hätte verkümmern müssen, wie eine Blume in einem dürrer, saftlosen Boden.

Gerade zur rechten Zeit für sie kam Rudolph. Er brachte zuerst Abwechslung in den sonst ziemlich eintönigen, farblosen Gang der häuslichen Unterhaltung; er erzählte ihr von fremden Ländern und Leuten, von Sitten und Gebräuchen derselben, er brachte ihr Bücher und sprach mit ihr darüber; er wußte so manches vom Leben, was ihr völlig neu war, so daß sich ihr Geist, welcher durch eine gute, sorgsame Schulbildung zum leichteren Auffassen befähigt war, lebhaft angezogen fühlte. Dies ging nun eine Zeitlang ganz gut, aber Rudolph achtete nicht genug auf den Fortschrittsdrang dieses Mädchengeistes; er merkte es nicht, daß er diesem Geiste immer etwas Neues, Meisteres bieten müsse, um einen dauernden Einfluß auf ihn auszuüben. Hätte er Julie eingeführt in die schöne Welt der Poesie, in der sich ihr reich ausgestatteter, empfänglicher Geist wie in einem Blumenmeere gebadet, und immer höher und höher gehoben haben würde, hätte er durch Urtheil und Belehrung, wie es seinem Verstande und seinen Kenntnissen möglich war, sie gewöhnt, an ihn hinaufzublicken, so wäre es möglich gewesen, daß sich allein hierdurch ein innigeres Verhältniß gebildet hätte; er wäre mit ihr in einen geistigen Rapport getreten, und wie oft schon erwuchs aus solchem geistigen Verkehr die Blume der Liebe. Denn das Weib fühlt sich von der geistigen Ueberlegenheit des Mannes angezogen, und je größer diese ist, desto mächtiger; tritt nun die Liebe des Mannes noch hinzu, verwebt er sie leise mit allen andern Beziehungen, so schlingt er ein magisches Band um die Geliebte, und wenn diese nicht schon einen andern liebt, so ist nicht wohl anzunehmen, daß sie sich demselben wieder entziehen werde. Aber dennoch können hiermit nur im Allgemeinen die natürlichen Regungen des weiblichen Herzens und keine Vorschriften zur Eroberung desselben angedeutet sein. Ein Mädchenherz ist vielmehr wie der »gehörnte Siegfried«, oder wie Achilles, nämlich nur an einer Stelle zu verwunden. Aber wer kennt diese? Ein Glück ist's, daß die Mädchen sie in der Regel selbst verrathen.

Rudolph in unbegreiflicher Verblendung merkte nicht, daß Julie auf dem besten Wege dazu war. Das nützte, prosaische Alltagsleben beengte ihre strebende, nach freier Wald- und Bergedluft athmende Seele. Nun mußte er das Mädchen empor ziehen, es entführen in höhere Regionen, in die Welt der Dichtung und Romantik, aus hellem, sonnenfreudigem Tag in die schwarze schauernde

Nacht, von der Blume zur Palme, vom rauschenden Wald zum brausenden, unendlichen Meere, von der lachenden Flur hoch oben auf den einsamen Gipfel des Berges, und wenn ihr Geist dem feinigsten zu folgen vermocht hatte, dann konnte er niederknien vor ihr, und sprechen: Julie! ich liebe dich!

Aber Rudolph that Nichts von dem Allen, er begriff Juliens Herz nicht, und die volle überströmende Mädchenseele, die sich eben auf's Anmuthigste erschloß, drängte er zurück in das blasse, todte Einerlei des täglichen Lebens. Er war bis zu jenem Punkt gekommen, wo Julie anfing, sich für ihn zu interessieren, damit glaubte er Alles erreicht zu haben, und begann nun ein wahrhaft philiströses Liebhaberleben.

(Schluß folgt.)

Beleuchtung der Briefe der Thorheit.

(Schluß.)

Mit jener ebenso armseligen, als einseitigen Wahrheit ist gar Nichts gesagt. Ihr steht in gleicher Stärke die umgekehrte gegenüber, daß das früher Gedachte und Gesagte ewige Wahrheit hat, daß z. B. der Satz des alten Pythagoras heute nicht minder richtig ist, als er damals war, daß wir uns auf Worte Christi und der Apostel auch heute noch als ungeschwächte Autoritäten berufen können, daß Gesetze des alten heidnischen Roms auf heute entstandne rechtliche Verhältnisse noch ihre wörtliche Anwendung finden. Es war daher eben das nachzuweisen, wo und wie Hr. Prof. Stahr sich solcher nicht mehr passender Autoritäten bedient habe.

Und in der That ward dies einmal versucht hinsichtlich der herbeigezogenen Ansicht Schiller's über das Verhältniß der Bühne zum Fürsten. Und doch ist jene Ansicht so wahr und so einleuchtend wahr, daß ein Kind ihre Wahrheit begreifen müßte. Ist denn der Fürst Mensch, wie andre Menschen? Er steht vielmehr über den andern Menschen, über dem Verkehr derselben untereinander, als gleicher. Und eben, weil er nicht unter den Menschen stehen und gehen und verkehren kann, weil sie sich ihm nur als Unterthanen nahen und zeigen können, so kann er auch nicht schöpfen aus der Wahrheit lauterster Quelle: unmittelbar aus dem Leben; eben deshalb ist all' seine Erfahrung vom Leben wesentlich eine durch die Erfahrung Andern, insbesondere seiner Umgebung vermittelte, also immer eine fremde, mithin einseitige, weil nicht freischwebend von der Quelle geschöpfte, auch bei den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten jeder Seite. Auf der Bühne dagegen sieht er gleich jedem Andern aus dem Publikum das lebendige Bild des Lebens, zwar ebenfalls vermittelt durch Dichter und Schauspieler, aber doch das Leben selber, nicht bloßen Bericht über dasselbe.

Wenn man daher Verdienst nennen will: Wahres

mit dem Rothe trivialer Anschauung zu bedecken, so muß ein solches hier dem Verfasser der Thorheitsbriefe in welchem Maße zuerkannt werden. Die Kritik hebt den Eindruck des Kunstwerkes in seiner Unmittelbarkeit, als subjectives Gefühl, auf zur Allgemeinheit, indem sie die in Weise der Erscheinung, des Geschehens, in demselben sich entwickelnde Idee dieser Form entkleidet wiedergiebt und ihr Verhältnis zu der ihrer Gattung, der Kunstidee überhaupt, zum Bewußtsein bringt. Um daher die Idee des Erzeugnisses einer reichen und tiefen Genialität, z. B. eine »Jungfrau von Orleans«, entsprechend zu entwickeln, muß der Kritiker in allen ihren mannigfaltigen Bestimmungen ihr folgen; er muß des Dichters Geist in seiner ganzen Tiefe erfassen und aufweisen; er muß den nämlichen Weg, wie der Dichter selber gehen, Jeder in seiner Weise, der Dichter im Gewande der Poesie, der Kritiker in Form wissenschaftlichen Denkens. Genug, um das Kunstwerk in seiner Wahrheit begreifen und darlegen zu können, und es so darzulegen, das ist die einzig wahrhaft populäre Weise, darf er nicht an der äußerlichen Erscheinung haften bleiben, in welcher sich die Idee desselben entwickelt; er hat vielmehr auszuholen und durch den Schein durchzubringen.

Dem Herrn »mißfällt« nun dieses weite Auszuholen gar sehr; er findet das »langweilige«, ihn ermüdet »wahrhaft« solche Breite. Ihn genügt die Außenseite, die Uniform; was sie birgt, scheint nicht, hat folglich weder Wirkung, denn man kann sie nicht sehen, noch Interesse. Dagegen läßt sich nun wieder Nichts einwenden; denn ein Jeder hat seinen eignen Geschmack. Eben deshalb aber behalte er ihn auch für sich; was kümmert er uns?

So kann er ferner nicht begreifen, daß es zur Verdämmung von Stücken wie »König und Bauer« oder »das Liebesprotocolla« statt eines kurz und kräftigen Nachspruches soviel Federlesens brauche (der Himmel sei dem armen Sünder gnädig, über welchen ein Gleichgesinnter zu sprechen hätte; er würde ihn ohne Weiteres nach Standrecht richten). Natürlich! da derselbe nicht begreift, wie es Hrn. Prof. Stahr nicht darum zu thun ist, zu erzählen, daß er solche Stücke nichtig oder mittelmäßig finde, sondern darum, durch Zerlegung ihres Inhaltes, ihre Nichtigkeit, Mangelhaftigkeit an ihnen selber aufzuzeigen, und so mittelst Heraushebens des Schlechten das Bewußtsein des Guten zu wecken und zu festigen.

Ferner meint er, die »feinen, künstlichen«, in dergleichen nichtsagende Stichwörter hüllt sich so gern die Unkenntnis, indem sich eben Jeder bei ihnen denken kann, was er will, also die »feinen künstlichen« Ideenschlüsse der Wissenschaft, der grübelnde Kopf eines Professors, der gelehrte Jargon« u. s. w. seien nie geeignet gewesen, kräftig und gestaltend in die Gegenwart einzugreifen. Er es-

laube, daß ich in seinem Sinne fortfahre: Die feinen Ideenschlüsse der Wissenschaft, das ist zwar geistreiche, immer aber nur Spielerei, die so und ebensogut auch anders sein können, nur zum subjectiven Amusement erfunden, »auf die Erde geschleudert.« Jeder hat so sein Steckenpferd, ist ein Narr auf eigne Hand. Daher treibe es ein Jeder für sich, so gut er kann, glaube aber nicht, daß das Seine auch das Allgemeine sei, sondern bleibe als ein guter Schuster oder Schuhmacher hübsch bei seinem Besten. Muß denn aber der Schreiber der Thorheitsbriefe diese moderne Sophistik nicht vor Allen auf sich selbst und sein Product anwenden lassen?

Das Folgende von »populärer schreiben«, »dem täglichen Leben anpassen« (im Gegentheil: es soll über das tägliche Leben erheben) u. dgl. m. trägt ganz das nämliche Gepräge trivialer Neugierlichkeit. Er möchte Herrn Stahr gar zu gern in den Kreis des täglichen Lebens, des Haus-, Küchen- und Wirtschaftenverständes und seines Beklatsch und Gezänk gezogen, ihn zum ganz ordinären Klopfflechter, er möchte mit ihm verfahren haben, wie Schulknaben mit dem Sündenbock aus ihrer Mitte, der, von allen Seiten gesoppt und gezerrt, vor ewigem Hin und Her sich Wenden nicht zu sich selber kommen kann. Nein! Sie Repräsentant des täglichen Lebens, das wird er nie werden! Schließlich wetten Sie darauf, Ihre Marie werde eine Thorheit nennen, daß Sie dem Hrn. Prof. Stahr Blaumen vom Hocke suchten? — Wenn sie ein vernünftiges Mädchen ist, diese Marie, so wetten ich dagegen, sie wird an Ihnen die Bestätigung des Goetheschen Verses finden:

Mit wenig Wiß und viel Behagen
Dreht Jeder sich in seinem Eitelkranz,
Wie junge Kagen mit dem Schwanz.

Kirchennachricht.

Vom 27. Jan. bis 2. Febr. 1844 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: 26) Catharine Gerhardine Kaiser, Nadorst.
- 27) Johanne Marie Dinklage, Eversten. 28) Friedrich Wilhelm Brand, Eversten. 29) Catharina Georgine Caroline von Esensdörfer, Oldenburg.
3. Beerdigt: 17) Wittwe Gebte Margarethe Deltjen, geb. Behrens, 45 J., Wahnbeck. 18) Sophie Elise Christiane Pape, 30 J. 3 M., Oldenburg. 19) Jürgen Detten, 67 J. 6 M., Bornhorst. 20) Meine Harms, 67 J. 6 M., Bürgerfeld.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 4. Februar.

Vorm. (Auf. 8½ Uhr) Herr Hülfsprediger Barckmann.
Vorm. (Auf. 10 Uhr) Herr Kirchenrath Claussen.
Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Poppprediger Wallroth.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Zehnter Jahrgang.

N^o 6.

Sonnabend, den 10. Februar.

1844.

Edo Voling,

der Reformator im Stad- und Butjadingerlande.

I.

Die vormalig mächtige friessische Republik war gefallen; die Geschwornen, vor welchen einst bei Upstalsboom der ganze Staat zusammenschrad^{*)}, hatten ihr Ansehen verloren, von dem Körper hatten sich die Glieder getrennt, und eben so viele Staaten im Kleinen gebildet. Das jetzige Stad- und Butjadingerland, auch ein Theil dieser Republik^{**)}, blieb meistens sich selbst überlassen. Freilich gehörte es noch dem großen friessischen Staate an, ließ sich durch Abgeordnete auf dem Landtage bei Upstalsboom vertreten, und übte alle Rechte, welche ihm als Provinz des großen Staates zustanden; allein zu abgesondert von den übrigen Theilen desselben, auf drei Seiten vom Wasser umgeben und im Innern von einer Menge kleiner Flüsse durchschnitten, war es in den meisten Fällen ganz auf sich selbst beschränkt. Als nun auch Upstalsboom ganz seine Bedeutung und sein Ansehen verloren hatte, mußte dieses kleine Ländchen vollends sich selbst zu helfen suchen. Es thaten sich Häuptlinge in demselben hervor^{***)}, und unter ihre Anführung traten seine

Bewohner kühn jedem Angriffe entgegen, welcher ihrer Unabhängigkeit Gefahr drohte. Die Freiheit war ihr köstlichstes Gut^{*)}, für diese opferten sie Alles. Sogar die Kirche hatte über dieses kleine Völkchen nicht ihre ganze Gewalt ausdehnen können; sie duldeten, wie die übrigen Friesen, nur beweihte Priester^{**)}, und nie konnte es die Geistlichkeit dahin bringen, daß die Laien ihnen Zehnten gaben oder Dienste leisteten. Den Vorpiegelungen von Außen her schenkten sie kein Gehör, denn sie fürchteten, daß unter den anscheinend freundschaftlichen Vorschlägen eine Gefahr für ihre Freiheit und Selbstständigkeit verborgen sei^{***)}. Innere Kraft erhielt den Staat, und blutig mußte mancher freche Eroberer seine Hand von dem fremden Gute zurückziehen. Als bereits die ganze friessische Republik sich verschiedenen Beherrschern unterworfen hatte, stand dies kleine Ländchen noch frei und unabhängig da, nur der von ihm selbst erwählten Obrigkeit gehorchend.

Jbbeken's „Verteidigung der Butjadinger“, S. 39, die Häuptlinge für Dynasten hält.

^{*)} „Die Freiheit, welche unsere Vorfahren uns erworben, müssen wir auf unsere Kinder vererben,“ war ihr steter Wahlspruch.

^{**)} „Die Friesen,“ sagt Aeneas Sylvius, dulden keine Priester ohne eheliche Frauen.“ M. f. darüber Beninga oostvriesche Chronyk, p. 17.

^{***)} Selbst in einer kritischen Lage antworteten sie 1514 den Bremen, die ihnen Schutz und Bündniß anboten: „sie möchten nur ihre Weiber vor den Pfaffen bewahren, ihr Land würden sie selbst schon zu schützen wissen.“ Und als damals Heinrich der Aeltere von Braunschweig sie zur Ergebung aufforderte, erwiderten sie: „sie wären nicht Willens sich von seinen Amtsleuten schinden und plagen zu lassen, lieber wollten sie sterben.“ Anderer ähnlicher Antworten nicht zu gedenken.

^{*)} Contremuit tota civitas propter juratos apud Upstalsbome, sagt Emnius.

^{**)} Es gehörte zu den sieben Seelanden oder Wasserprovinzen des alten Frieslandes, von welchem es die siebente war.

^{***)} Man tritt der Wahrheit wohl nicht zu nahe, wenn man gegen